

Maria Widl

Kooperative Pastoral in Österreich –

Wege einer realistischen Seelsorge

Strukturveränderungen geht man nur an, wenn sie unumgänglich notwendig sind. In Österreich sind sie voll im Gange, also muß die Not groß sein.

Diese Not ist zuerst eine Personalnot, dann eine Finanznot, weiters eine pastorale Not; und schließlich kommt eine politische Krise dazu. In Österreich geht es da nicht anders als anderswo, wenn auch auf spezifische Weise.¹

Die Personalnot

Die Personalnot zeigt sich für die Gläubigen zuerst im Bereich der Pfarrer: die vielen kleinen Landpfarren werden, sobald der jetzige Pfarrer stirbt, keinen neuen mehr bekommen. Und die betroffenen Gläubigen wissen das. Derzeit sind – um einige Zahlen zu nennen – in der Diözese Innsbruck von 260 Pfarren etwa jede dritte

ohne Priester am Ort, in der Diözese Linz von 467 Pfarren etwa jede neunte. Mit einer Besserung ist nicht zu rechnen: in Linz ist in den letzten 20 Jahren die Zahl der Diözesanpriester um 27%, die der Ordenspriester um 18% zurückgegangen. In St. Pölten liegt der Altersdurchschnitt bei 63 Jahren, in Linz bei knapp unter 60. In Linz wie in Innsbruck rechnet man in 10 Jahren mit einem weiteren Drittel weniger aktiven Priestern als heute. Darin ist die bedeutende Anzahl der Priester ohne Amt mitzubedenken, die bei der gängigen vatikanischen Nicht-Laisierungspraxis für die Seelsorge häufig gänzlich ausfallen (was die zentrale Sorge der zwei Aufsehen erregenden Briefe des Innsbrucker Altbischofs Stecher darstellt).

Für die Seelsorge bedeutet das vor allem einen eklatanten Kaplänenmangel. Dieser wurde in den letzten Jahrzehnten durch hauptamtliche Laien zumindest abgedeckt. In Linz etwa waren 1970 16 Pfarr- bzw. PastoralassistentInnen beschäftigt, 1995 war ihre Anzahl auf 83 gestiegen. Im gleichen Zeitraum ging die Zahl der Weltpriester von 655 auf 487 zurück. Für 2005 rechnet man mit 315 Priestern und 139 hauptamtlichen Laien in der Pfarrseelsorge. Anders ist die Situation in St. Pölten, wo der Bischof mit Priesterzuwachs rechnet und die Zahl der hauptamtlichen Laien stagniert.

Die Finanznot

Die schon länger dauernde Personalsituation erfährt durch die Finanznot eine Verschärfung. Sie ist bedingt durch Rückgänge bei den Kirchenbeiträgen infolge zunehmender Arbeitslosigkeit, vor allem aber durch die hohen Austrittszahlen. Sie sind in Österreich anlässlich der Affäre Groer drastisch gestiegen. Dazu kommen höhere Personalkosten durch die starke Altersprogression. Das ergab etwa in der Diözese Linz jährlich um gut 10% steigende Personalkosten. Das Einsparungspotential beim Bau- und Verwaltungsaufwand ist nur beschränkt. Entsprechend war der Alarm

der diözesanen Finanzbeauftragten ein wesentlicher Auslöser für die neuen pastoralen Personalpläne.

Einsparungen sind leichter verträglich, wenn sie transparent und in Absprache mit den Betroffenen geschehen. Entsprechend werden objektivierbare Schlüssel für die Verteilung von Personal und Finanzen in den Dekanaten und Pfarren ausgearbeitet. Wenn es schon weniger Stellen und Finanzen gibt, sollen diese wenigstens vor Ort verwaltet und über ihre Verwendung entschieden werden. In Wien wirbt man gegenwärtig für dieses Modell, in Innsbruck wird den Dekanaten für deren längerfristige Planung ein Fixbetrag bis 2005 zugesichert.

Die pastorale Not

Wo das Geld knapp wird, müssen Prioritäten gesetzt werden. In ihnen werden die impliziten pastoralen Vorentscheidungen offensichtlich. In Linz war man sich des Signals bewußt, das die Schließung eines Jugendzentrums bedeutet. In Wien wurde lange um neue Strukturen für das Laienapostolat und den Bildungssektor gerungen. Die Notwendigkeit der Ortsgemeinden war immer unbestritten. Entsprechend ist Österreich auch nicht den teilweise in Deutschland praktizierten Weg gegangen, Konzentrationsseelsorge im Großraum zu organisieren, sondern ist beim Pfarrprinzip geblieben.

Die Stimmung ist auch dort nicht zum besten. Es sind immer dieselben, die die vielen ehrenamtlichen Tätigkeiten übernehmen – neue Aktivisten sind kaum zu gewinnen. Vielen Aktivitäten gehen die Teilnehmer aus, doch es ist schwer, Liebgewonnenes wieder sein zu lassen. Viel Trauerarbeit steht an. Viele Landgemeinden sind während der Woche praktisch „geschlossen“, weil Schüler und Werkstätige weit auspendeln und erst spät heimkehren. Die Verdichtung der Arbeitsabläufe im Erwerbsleben laugt die Menschen so aus, daß sie abends und auch am Wochenende – so sie nicht arbeiten müssen – nur noch ausspannen wollen.

Das Pfarrleben ist entsprechend von Hausfrauen und Senioren getragen. Diese gestalten, im Verein mit älteren Priestern, das kirchliche Leben nach ihren Vorstellungen. Entsprechend sind Jugendliche, junge Erwachsene, berufstätige Männer und gebildete Frauen kaum noch dafür zu interessieren. Das Gruppenleben stagniert, der Sonntagsmeßbesuch ist rückläufig. Die Aktivisten werden müde. Ist die Stimmung in Pfarren, wo die haupt- und ehrenamtlichen Laien und der Pfarrer gut miteinander können, noch passabel, so kippt sie sofort, wo das nicht der Fall ist. Die Erwartungen, als MitarbeiterInnen mit den eigenen Vorschlägen gehört, ernst genommen und in die Entscheidungen einbezogen zu sein, entsprechen den kommunikativen Standards der Gesellschaft und sind im kirchlichen Bereich nicht außer Kraft zu setzen.²

Die kirchenpolitische Krise

Drastisch verschärft ist die Situation durch ein Konglomerat kirchenpolitischer Faktoren. Unglückliche Bischofsbestellungen, Dialogverweigerung und mangelnde Transparenz kulminierten in der Affäre Groer. Engagierte hauptamtliche Laien brachten im „heiligen Land Tirol“ die Kirchenvolks-Begehrens-Bewegung auf die Beine. „Wir sind die Kirche“ wurde zum Versuch, der inneren Emigration vieler Engagierter und der stillen Abwanderung vieler „Fernstehender“ ein Aufbruchssignal entgegenzusetzen. Die Bischofskonferenz, innerlich hoffnungslos uneins und damit gelähmt, reagierte symbolisch mit der „Wallfahrt der Vielfalt“. Aus ihr wurde schließlich der „Dialog für Österreich“ geboren.

An der Frage, ob die Kirchenvolks-Begehrens-Bewegung ebenfalls Delegierte entsenden darf, entzündete sich neuer Streit. Die Stimmung unter den engagierten Laien war nach der römischen Instruktion auf einem Tiefpunkt. Zusammen mit einem erneuten Aufflammen der Groer-Affäre, der medial intensiv kommentierten – weil dort unverständlichen – Suspendierung zweier

Pfarrer, zwei Briefen des eben pensionierten Innsbrucker Bischofs Stecher und Bischof Krenns Initiativen rund um die Kardinalsweihe von Erzbischof Schönborn, eskalierte die Situation. Hochkarätige Laienvertreter warnten vor einem unwiderbringlichen Schaden für den inneren Zusammenhalt der Kirche und ihr Ansehen in der Öffentlichkeit. Einige Bischöfe unter Führung ihres Vorsitzenden Weber und dessen Stellvertreter Schönborn bezogen in aufsehenerregender Weise in einem öffentlichen Brief Stellung im Sinne einer transparenten und dialogfähigen Kirche.

Die gesellschaftspolitische Präsenz

Die massive mediale Präsenz kirchlicher Skandale kann ihre positive gesellschaftspolitische Wirkung auch im öffentlichen Blick nicht verdecken. Die vielfältige professionelle Arbeit der Caritas im In- und Ausland ist beachtet und geschätzt. In der Zeit des Zusammenbruchs Jugoslawiens wurde die Aktion „Nachbar in Not“ zu einem länderübergreifenden Symbol engagierter Hilfe und wirksamer Organisation. Als die FPÖ ein Volksbegehren gegen die Ausländerpräsenz im Land initiierte, schlossen sich Initiativen und Gruppen verschiedener weltanschaulicher Lager, darunter viele kirchliche, zu „SOS Mitmensch“ zusammen. Das daraus resultierende „Lichtermeer“ – Alterzbischof Kardinal König hielt dabei eine Ansprache – führte zu einer all die Jahre nachwirkenden Bewußtseinsbildung und aktiven Verbundenheit.

Die Pfarren waren in der Flüchtlingsfrage massiv engagiert. Die allermeisten überwandten ihre Bedenken und nahmen Bosnienflüchtlinge in ihre Pfarrhöfe und Gemeindezentren auf, bauten für sie um und lernten mit ihnen bei Behörden zu kämpfen. Bei den großen Taizé-Treffen in Wien konnte der Großteil der Jugendlichen in Familien untergebracht werden; zum Jahreswechsel prägte eine junge Kirche die Stadt. Bei den großen Volksbegehren der letzten Zeit in der Frauen- und der Gentechnik-Frage waren kirchliche Gruppen

beteiligt. Die Grünbewegung ist massiv von kirchlich sozialisierten Menschen beider Konfessionen getragen.

Und schließlich kandidiert eine Superintendentin, die erste Frau Österreichs in einem bischöflichen Amt, für die Bundespräsidentenschaft. Die Unterstützung weiter Kreise der katholischen Laienschaft scheint ihr sicher, zumindest was die ersten Eindrücke betrifft. Die ÖVP als traditionell von katholisch kirchennahen Menschen geprägte Partei des Landes äußerte sich zurückhaltend.

Pastorale Kooperationen

Kooperation bedeutet das Zusammenstehen in einer Aufgabe, bedeutet Solidarität, Beteiligung und geteilte Verantwortung. Pastoral ist gemäß dem Konzil die Sorge für die Welt, in der die Kirche sie selbst ist, nämlich Sakrament, also Zeichen und Werkzeug des Heiles Gottes unter den Menschen.

Die Kirche ist gemäß dem Konzil das Volk Gottes, also die ChristInnen auf dem Weg durch die Geschichte, indem sie als seine Mitarbeiter Gottes Heilsgeschichte mitschreiben.³ Das ganze Volk Gottes ist also Träger der Pastoral; und das nicht bloß als MitarbeiterInnen in der pfarrlichen Seelsorge und als AktivistInnen im gemeindlichen Leben, sondern insofern es kooperiert in der Verantwortung für Gesellschaft und Zukunft.

Diese Art pastorale Kooperation in der Welt hat in den verschiedenen kirchlichen Laienbewegungen Tradition. Sie findet heute zusätzliche neue Ausprägungen in den verschiedenen „postmodern“ werdenden Welten: bei den Frauen, den ÖkoaktivistInnen, in den neuen sozialen Bewegungen, in der religiösen Lebensstil-Suche im Überschneidungsfeld mit der „Esoterik“. Diese Kooperationen kennen die alten Grenzen nicht mehr: der Konfessionen, der politischen Lager, der Nationalitäten, der Religionen. Sie stoßen an neue Grenzen, oft auch an kirchliche, an pfarrliche, an traditionale.

Kooperative Pastoral

Für den pfarrlichen Bereich haben die österreichischen Diözesen verschiedene Wege der kooperativen Pastoral mindestens in ersten Ansätzen entwickelt. Die österreichische Bischofskonferenz hat dazu „Richtlinien für pastorale Dienste“ in Einklang mit den kirchenrechtlichen Möglichkeiten herausgegeben; weitergehende überdiözesane Absprachen bestehen nicht. In der Einleitung werden die „Schwierigkeiten“ und „Chancen“ „einer Umbruchssituation“ angesprochen. Man wolle „neue Perspektiven“ aufzeigen, „die nicht Ersatzlösungen anbieten, sondern aus der Sicht der Kirche als <Communio> sich ergeben“.

Eine konziliare Volk Gottes-Theologie ist allen Konzepten mindestens implizit. Sie zielen auf die Gemeinden als Subjekte ihrer Pastoral und arbeiten in der Strukturveränderung mit der Beteiligung der Betroffenen; mindestens ansatzweise. Personalplanung und theologische Pastoralplanung werden mindestens tendenziell aufeinander bezogen. Damit sind erstmals die Laien in großem Stil in die kirchliche Strukturplanung einbezogen. Wo dies nicht geschieht, scheinen die Ursachen mehr in Kompetenzdefiziten im organisationsentwicklerischen Bereich zu liegen, als in einem anderen theologischen Ansatz.

Einen sehr kompetent aufgebauten und allseits kooperativen Weg geht die Diözese Linz. Nachdem 1988 die Finanzverantwortlichen Alarm geschlagen hatten, zog man eine professionelle Beratungsfirma bei, die seither den Prozeß begleitet. Für eine erste Situationsanalyse wurden Interviews gemacht, dazu Informationen über die Vorgangsweise in deutschen Diözesen eingeholt. Eine erste Diözesanklausur auf Delegiertenbasis 1991 erarbeitete die zwei Kernfragen eines künftigen Seelsorgskonzepts: „Priester-Laie-Amt“ und „Lebendige Gemeinden“. Für den Projektverlauf einigte man sich auf einen vielschichten Entwicklungsprozeß. Drei Leitsätze sollten für ihn prägend werden:

- Gemeinden sollen leben: in und als Pfarrgemeinden, als kategoriale Gruppen, als Personalgemeinden.

- Die Gemeinden sind Subjekte der Seelsorge, die Menschen sind Subjekt.
- Gemeinden stehen in Beziehung zu anderen Gemeinden, zur Diözese, zur Weltkirche.⁵

Auf dieser Basis wurden in verschiedenen Gemeindetypen begleitete Gesprächsprozesse über deren Gemeindefutur als Pilotprojekte geführt und auf einer weiteren Diözesanklausur 1992 beraten. Für die weitere Entwicklung wurde das Moderatorenmodell gem. Can. 517,2 gewählt, in dem ein/e PfarrassistentIn in Zusammenarbeit mit einem Priester als Moderator weitgehend die Gemeindeleitung und damit Seelsorgungsverantwortung wahrnimmt. Während die Projekte weiter ausgedehnt wurden, wurden in neun Regionaltagungen alle hauptamtlichen SeelsorgerInnen in den Gesprächsprozesse eingebunden; gut 50% nahmen daran teil. Sie finden in den Dekanatsräten ihre Fortsetzung. Alle seelsorglichen Bereiche und alle Berufsgruppen waren und sind beteiligt. In allen Diskussionen waren strukturelle Fragen an theologische gebunden. In der ersten Phase war das Institut für Pastoraltheologie, später dann die ganze Theologische Hochschule in den Diskussionsprozesse einbezogen.

Ein ähnliches Modell wird derzeit in Innsbruck entwickelt, wobei in begleiteten Gesprächsprozessen in den Dekanaten bis 2000 regionale Pastoralpläne entworfen werden, die dann in einen diözesanen Prozeß münden sollen. Die Erzdiözese Wien hat beim Diözesanforum vier Modelle für Gemeinden ohne Priester am Ort erarbeitet: Pfarrverband, ausländische Priester, hauptamtliche „Bezugspersonen“ und ehrenamtliche Leitungsteams. In der Diözese St. Pölten setzt man auf Pfarrverbände, in Graz gibt es Teams von Ordensfrauen als „Gemeindeassistentinnen“, in Salzburg spricht man von „Pfarramtsleiter/innen“.

Reale Probleme in der Kooperation

Das Grundkonzept der Beteiligung stößt dort auf Grenzen, wo Betroffene sich nicht beteiligen wollen. Selbst in der enga-

gierten Diözese Linz gelingt es kaum, die vielen älteren Priester in den Prozeß einzubeziehen. Diese rechnen damit, daß man ihnen keine grundsätzlichen Umstellungen mehr zumuten wird und sie weitermachen können wie bisher; alles Neue soll erst nach ihnen greifen. Auch in anderen Diözesen macht man die Erfahrung, daß sich die Laien in den Gesprächsprozessen engagierter und kooperativer zeigen als die Priester. Das ist menschlich verständlich, da ältere Menschen sich ungern umstellen, noch dazu, wenn sie bisher in größter Autonomie zu handeln gewohnt waren. Dazu befürchteten sie, in der Umstellung nur verlieren zu können, während die Laien an Eigenständigkeit gewinnen. Deshalb rücken für sie die Fragen nach der priesterlichen Identität und nach der Letztverantwortung in der Leitung in den Mittelpunkt.

Für die hauptamtlichen Laien sind vor allem die Grenzen ihrer seelsorglichen Möglichkeiten im sakramentalen Bereich ein Hindernis und Ärgernis der Kooperation. Die gestufte Amtskompetenz erzeugt ein Machtgefälle, das nur in sehr gutem Einvernehmen abgedefert werden kann. Gerade wo das zwischenmenschliche Klima weniger gut ist, ist aber häufig ein umgekehrtes Kompetenzgefälle im persönlichen, beziehungsmäßigen und theologischen Bereich vorhanden. Angesichts eines kompetenten und beliebten hauptamtlichen Laien vor Ort erscheint dann der zu den Sakramenten „einfliegende“ Moderator als der „Notnagel“; wo doch eigentlich der Laie mit seiner mangelnden Amtsausstattung in der Seelsorge ein solcher ist. Von daher verschärft sich die Kritik an den Zulassungsbedingungen zum Amt. In der Diözese Linz ist ein solidarischer Beschluß der Männer, sich wegen des Ausschlusses der Frauen vom Diakonat auch nicht weihen zu lassen, zusätzlich Salz in die Wunde.

Die ehrenamtlichen Laien sind in ihrer Begeisterung gespalten. Zum einen zeigen sie sich in allen Prozessen der Beteiligung engagiert und bringen ihre im bürgerlichen Leben erworbenen Kompetenzen mit ein. Gleichzeitig hegen viele die Befürchtung, daß sie zwar zum x-ten Mal um ihre Betei-

ligung gebeten werden, man sie und ihre Ansichten letztlich aber doch wieder übergeht. Zum zweiten fragen sich aber gerade die reichlich Engagierten und daher in der Zeitbelastung Erfahrenen, warum sie nun jene Aufgaben, für die anderswo Hauptamtliche bezahlt werden, ehrenamtlich übernehmen sollen; und dabei nahezu den gleichen qualifikatorischen und dienstrechtlichen Anforderungen unterstehen wie die bezahlten MitarbeiterInnen. Schließlich bleibt die große Gruppe derer, denen der Gemeindegedanke schon immer fremd war, und die sich als Gegenleistung ihres Kirchenbeitrags weiterhin einen angemessenen kirchlichen Service erwarten.

Realistische kooperative Pastoral auf Zukunft hin

Insgesamt gehen die österreichischen Diözesen sehr praktikable Wege der kooperativen Pastoral. Ihr visionäres Potential vom in Vielfalt lebendigen und sakramental geeinten Volk Gottes als Salz der Erde und Licht der Welt innerhalb der und als die Gesellschaft ist durch realistische Nüchternheit gedeckt. Das ist gut für die Verwaltung und hindert nicht, daß inspiriert und oft auch konfliktiv sich das erstaunlich Neue Bahn bricht. Als eine dieser erfreulichen Neuerungen ist die Erfindung einer monatlichen professionellen Mitarbeiterzeitung „thema-kirche“ in der Erzdiözese Wien anzusehen. Sie kann von allen Interessierten kostenlos bezogen werden und behandelt erfreuliche Initiativen, heiße Eisen und Aktuelles gleichermaßen. Zumindest ist Dialogbereitschaft spürbar; und sie wird eingefordert. Wie sehr sie ihre Grenzen hat, wird nochmals im „Dialog für Österreich“ sichtbar; alle möglichen gesellschaftlich relevanten Fragen werden in einer Art Gewissensforschung dem gemeinsamen Bedenken aufgegeben. Die innerkirchlichen Konflikte zwischen den „Reformefrigen“ und den „Traditionsbewahrem“, die diesen Prozeß auslösten, bleiben im Hintergrund.

Die andere Grenze, die der „Dialog für Österreich“ real kaum überschreiten wird, sind eben diese gesellschaftlichen Themen. Die Zeitschrift *thema_kirche* erhebt seit Oktober ein „Themenbarometer“ der in den Augen der LeserInnen – also der kirchlich engagierten WienerInnen – zentralen Fragen. Seelsorge als Heilssorge und die christliche Antwort auf die Frage nach dem Lebenssinn sind die beiden wichtigsten Themen, der Schutz des (ungeborenen) Lebens das dritte. Die pastorale Kooperation inmitten der Gesellschaft ist hier nicht angezielt.

Es soll hier abschließend die These vertreten werden, daß die binnenkirchlichen Fragen einer kooperativen Pastoral auf Zukunft hin nur über diese beiden Grenzen hinweg beantwortbar sein werden. Erstens wird es die kirchliche Einheit nur als Vielfalt des Verschiedenen im Zueinander geben können. Daher dürfen Wege des dialogischen und gleichrangigen Miteinander sich nicht von denen behindern lassen, die sie als nicht katholisch ansehen – Österreich scheint auf einem guten Weg dazu. Andererseits ziehen traditionale Gruppen die hierarchisch-autoritative Form der Communio vor; sie ist von den anderen als gangbarer Weg der Kooperation für die zu akzeptieren, die ihn gehen wollen. Gemeindlichkeit hat einander ausschließende, aber nebeneinander nötige Gestaltungsweisen.

Zweitens wird auch eine Kirche der Zukunft ausreichend Priester brauchen, um ihre sakramentale Struktur zu bewahren. Den zwei bisherigen Wegen angesichts des Priestermangels – Gebet um Berufungen und Protest gegen die Zulassungsbedingungen – ist, so die zweite These, ein dritter hinzuzufügen. Es gilt, die Weisen pastoraler Kooperation inmitten der Weltverantwortung zu entdecken, zu kultivieren und zu ihr Brücken zu schlagen. Realistisch würde das bedeuten, daß Gemeindeglieder, die in den neuen sozialen, ökologischen und spirituellen Bewegungen engagiert sind, mit ihren Anliegen in den Gemeinden wahrgenommen und ernst genommen werden. Entsprechend persönlich interessierte Seelsor-

gerInnen mögen dann Brücken zu diesen Bereichen schlagen und ihnen theologische Anregung und seelsorgliche Begleitung anbieten, wo sie gesucht werden.

In diesen Bereichen sind Schätze des Sakramentalen verborgen, die es zu entdecken gilt: die Freude an der Gottesbegegnung (liturgisch), der gesellschaftspolitisch wirksame Einsatz für das Gemeinwohl aus dem Blickwinkel der Übervorteilten und Vergessenen (diakonisch), die Suche nach der Wahrheit inmitten von Schein und Betrug (prophetisch), die Bereitschaft zum Einsatz der eigenen Begabungen um einer gemeinsamen gedeihlichen Zukunft willen (gemeinschaftlich). Wenn es den Gemeinden gelingt, in diesen Initiativen das Kirchesein zu entdecken und zu ermutigen, werden von dort Gemeinden und Priester der Zukunft kommen. Gelingt dieser Brückenschlag aus Desinteresse nicht, überläßt man die wirksame und realistische Sorge um Priesternachwuchs den traditionellen Segmenten. Diese werden dann auch primär die kirchliche Gemeindebildung prägen. Nur wenn die kooperative Pastoral die pastorale Kooperation inmitten der

Gesellschaft sucht, wird sie in Zukunft katholisch – im Sinne von die Vielfalt umfassend – bleiben.

Die Autorin ist pastoraltheologische Habilitandin in Würzburg.

Anmerkungen

- ¹ Für die ausführlichen Informationen zu den aktuellen Vorgängen in ihren Diözesen danke ich an dieser Stelle recht herzlich: Prof. Dr. Franz Sidl (St. Pölten), Mag. Stefan Manigatterer und Mag. Hans Putz (Linz) sowie Mag. Paul Mascher (Innsbruck).
- ² Vgl. zur vielfältigen Pfarrsituation und einer realistischen Seelsorge angesichts der Zeitentwicklung: Widl, M., *Kleine Pastoraltheologie. Realistische Seelsorge*, Graz: Styria 1997.
- ³ Vgl. Klinger, E., *Das Amt der Laien in der Kirche. Die Theologie des Volkes Gottes nach dem II. Vaticanum*. In: ders./Zerfaß, R. (Hg.), *Die Kirche der Laien. Eine Weichenstellung des Konzils*, Würzburg: Echter 1987, 67–85.
- ⁴ *Amtsblatt der Österreichischen Bischofskonferenz*, Nr. 9/1993.
- ⁵ Vieböck, W., *Das Projekt „Seelsorge in der Zukunft“ der Diözese Linz*. In: *ThPQ* 143 (2/95), 129–135. 130.